

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 5

Artikel: Nordsee-Luft : Reiseerinnerungen
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jakobea, „aber Ihr braucht Euch in Zukunft keine Mühe zu geben, ich helfe mir in allen Dingen lieber allein.“

In den Worten lag wenig, was den Sigristen einschüchtern konnte, in den Bewegungen Frau Jakobas um so mehr.

Schmidlin riß die Augen groß auf und starrte die herbe Frau an. Sein glattes Gesicht verriet nichts von dem, was in ihm vorging. Er fand rasch den ergebenen Ausdruck, mit dem es ihm gut schien, der Frau scharfe Ablehnung hinzunehmen. „Ich danke Ihnen,“ sagte er. „Es ist mir lieb, daß Sie mir das sagen. Man stört oft die Menschen, ohne es zu wollen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das gesagt haben.“

Mit diesen Worten, die wie Schleim über seine weißen Lippen flossen, verschwand er.

Frau Jakobea hustete und wischte sich unfürlich mit dem Taschentuch die Finger. Die Menschen waren ihr leid. Dieser eine ekelte sie!

Die Menschen waren Frau Jakobea leid! Das hatten auch die von Waldenz bald erfahren, und je beliebter der Pfarrer selbst sich machte, um so fremder standen die Dörfler seiner Mutter gegenüber.

„Ich habe noch nie wegen Betrugs mit dem Gericht zu tun gehabt,“ eiferte der Bäcker beleidigt. Frau Jakobea hatte ihm das Brot, das er brachte, nachgewogen.

„Der soll der Teufel Fleisch liefern,“ schimpfte der Mehger. Die alte Dame im Pfarrhaus hatte

ihm sein Quantum Rindfleisch zurückgegeben, weil er zu viel Knochen beigewogen hatte.

Die redselige Frau des Gemeindepräsidenten, die im Pfarrhause mehrmals hintereinander Besuch gemacht und Lust hatte, den Verkehr mit den „feinen Leuten“, wie sie Rots nannte, weiter zu pflegen, blieb bald weg und wurde der Frau Jakobea spinnefeind. Diese hatte bei den Besuchen der Frau schweigend dageessen und sie so scharf durch ihren stählernen Zwicker angesehen, daß die Schwägerin die Fassung gänzlich verlor und nichts andres zu tun wußte, als aufzubrechen.

Huldreich bemerkte wohl, daß die Dörfler seine Mutter scheuten und nicht verstanden. Aber — Huldreich Rot verstand seine Mutter selbst oft nicht und quälte sich darum. Er hing an ihr mit einer seltenen und andächtigen Liebe; denn er kannte ihre Aufopferungsfähigkeit und ihre großen Anlagen, die sie über viele andre erhoben. Sie betrachtete die Menschen von ihrem eignen hohen Standpunkte aus, fand sie klein, lächelte verächtlich über sie und vermochte sich nicht in sie zu finden. Er, Huldreich, aber liebte die Menschen, und es tat ihm weh, daß die Frau, die seinem Herzen am nächsten stand, ihnen fremd blieb. Mit manchem milden Einwurf suchte er ihre Schroffheit und Kälte gegenüber Dritten zu mildern. Dann kehrte sich diese Schroffheit auch gegen ihn. Da fügte er sich seufzend. Und dann staunte er, daß es Menschen gab, die der andern nicht bedurften, sondern sie mieden.

(Fortsetzung folgt.)

Fernherbrausender Wind.

Ferneherbrausender Wind,
Tönender Atem der Luft,
Wolken dein flüchtig Gefind,
Flatternd um Wipfel und Kluft;
Ewig dein Wandergesang
Und unermesslich dein Weg,
Festland- und weltmeerentlang,
Hoch über Feldmark und Steg.

Menschen sind seßhaft Gefind,
Hangend an Scholl' und an Haus,
Scheuend dich, Wanderer Wind,
Nahst du mit tollem Gesaus;
Flügelst mit dir doch mein Geist,
Wandert mit dir doch mein Sang
Frei, wie ein Adler, der kreist
Festland- und weltmeerentlang. Jacob Heß.

Nordsee-Luft.

Reiseerinnerungen von Ernst Eschmann.

Im Eilzug.

Es ist eine Meisterleistung der heutigen Eisenbahnen: morgens um 7 Uhr frühstückt man noch in Zürich, und nachts kurz nach elf Uhr fährt man im Hamburger Hauptbahnhof ein. Ganz Deutsch-

land ist von Süden nach Norden durchquert worden, und ein paarmal hat sich das landschaftliche Bild wesentlich verändert. Aus dem Reich der Berge ist man in die Unendlichkeiten des norddeutschen Flachlandes, in die Lüneburger Heide,



Hamburg. „Cap Arcona“ und „Cap Polonia“ am Jonas-Hafen.

eingezogen, und wie man kurz vor der Einfahrt mit mächtigem Rauschen und Rollen über den mächtigen Strom der Elbe gefeßt hat, ist einem schon der erste Gruß des Meeres, der Nordsee, entboten worden. Hat man die Bahnhofshalle verlassen, steckt man bereits mitten im Trubel und Wirbel einer Weltstadt, in der zweitgrößten Stadt Deutschlands, die die erste Million an Einwohnern beträchtlich überschritten hat.

Ein Bilderbuch ist so eine Fahrt, ein Märchen aus der Gegenwart. Alles ist Wirklichkeit, und doch wie verzaubert. Das Auge möchte dem unermüdlichen Wechsel Einhalt gebieten, und ehe ein Gedanke recht zu Ende gedacht ist, bestürmen ihn schon wieder andere, neuere, lockendere und lustigere. Zuweilen, wenn man die Hügel und Rebhänge des Badischen Landes beschaut, die wogenden Felder und den guten Baumbestand, ist man versucht, sich noch zu Hause zu wähnen, und vollends die waldigen Ausläufer des Schwarzwaldes reden dem Schweizer eine heimelige Sprache. Aber dann rufen Stationen wie Karlsruhe und Heidelberg unvermittelt ganz veränderten Vorstellungen und Stimmungen. Du alte, klassische, liederumwobene Studentenstadt, Gruß dir, deinem Schlosse, den Gründen

am Neckar, der Universität, den berühmten Kneipen und Burschenschaftshäusern, den alten Straßen und Gäßchen. Aber ich höre: die Romantik von ehedem ist ausgewischt. Die neue Zeit hat einen andern Geist gebracht, der eiserne Besen hat auch die Poesie mitgenommen, und wenn Scheffel zurückkäme, er könnte sich nicht mehr aus, in den einzelnen Quartieren nicht und in den Gedanken, die das Unterste zu oberst gekehrt haben.

Der Zug ist schon fort. Man bedauert es nicht. Wir sausen durch Hessisches Land. Darmstadt, Frankfurt! Die Stadt Goethes. Wer mit literarischen Dingen sozusagen belastet ist, dem fährt es in alle Glieder, hier wieder einmal schnell Umschau zu halten, die alten vertrauten Wege zu gehen, nach dem Römerberg, und Goethes Haus am Frauenplan zu betreten. Die Stuben und Kammern, die Treppen und das Gärtlein im Hinterhof, das Puppentheater und das Spinett, was rufen sie für Erinnerungen wach, und der gestrenge Vater, der Frohsinn der Mutter, die Schwester Cornelia und das stille Fräulein von Klettenberg, sie haben noch Hausrecht in diesen Räumen und nicken uns zu aus: „Dichtung und Wahrheit“. Doch auch zu all diesen schönen Träumereien ist heute nicht Zeit. Ich will ja wei-

ter nordwärts, ich habe die Stadt bereits hinter mir gelassen und rechne aus: etwa die Hälfte der heutigen Strecke ist hier überwunden. Erst die Hälfte!

Ich liebe es, im Gange des Wagens am Fenster zu stehen. Stundenlang kann ich mich unterhalten dabei. Der Film rollt. Wer mit scharfem Auge schaut und mit gutem Ohre hört, der ahnt die Verschiebung der Kulturen, die Verhältnisse, wie sie von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt wechseln, wie die Rüche andere Farben bekommen, die Häuser einen neuen Stil und die Landschaften ganz unerwartete Aspekte und Industrien. Man versucht ein paar Namen zu lesen an den Bahnhöfen; da sind die großen Buchstaben bereits vorbeigeflogen, und das Reisebuch muß mir sagen, was ich verpaßt habe. Viertelstunden, Halbstunden können eintönig sein. Aber da, auf einmal steht eine Burg im Walde, winkt ein Dörflein in der Ferne oder rennt eine Stadt heran mit Toren und Türmen, und man weiß: die Mannigfaltigkeit der Welt ist unerschöpflich. Eine Freude jauchzt in mir: o reisen, reisen! Es ist eine Gnade, die das Leben noch einmal so reich macht.

Da nimmt man gerne einige Unannehmlichkeiten in Kauf, die einem heute unterwegs nicht erspart bleiben. An der Grenze galt es, das Zollamt zu passieren. Der Paß mußte in Ordnung sein, und das Heikelste, die Angelegenheit mit den Devisen. Du hast Register- und Silbermark, dein Scheckheft und vorsichtshalber auch noch ein Gümmchen Schweizer Geld. Alles will getreulich vorgemerkt sein, damit du auf der Rückreise nicht in Bedrängnis kommst. Du mußt deine Geldfalte vorlegen und bei Heller und Pfennig angeben, was und wieviel du an Barschaft bei dir hast. Wenn du all diesen Vorschriften genügt hast, bleibst du instinktiv ungeschoren, und du darfst dir sagen, daß du um billiges Geld unendlich viel erleben wirst. Aber du erinnerst dich doch auch: es gab einmal eine gute alte Zeit, und sie liegt nicht so weit zurück, da zogest du ohne Paß über die Grenze, und niemand kümmerte sich darum, wer du warst und was du alles in Koffer und Beutel mittrugest. Ob ähnliche Verhältnisse wieder einmal uns beglücken und die Völker zu so schönem Vertrauen und Einvernehmen sich finden?

Im Eilzug bleibt man an solchen Fragen nicht hängen. Es ist dafür gesorgt, daß eine Szene die andere ablöst, wie in einem fesselnden Drama. Die Gesichter hellen sich immer auf, wenn der

Mann mit dem Gong sich durch die Wagen zwängt und verkündet: das Essen ist gerüstet!

Es ist etwas Köstliches, so ein Mittagessen im flinkfüßigen Wagen. Und wenn auch alles leicht tänzelt, der Teller, die Flaschen und Gläser, und wenn du mit Hindernissen die Suppe aus der Tasse löffelst und den Wein schlürfst, du freust dich des ungewohnten Ereignisses und guckst zwischendurch den Bauern nach, die ihr Gras mähen und ihre Kuh auf den Markt treiben. Du hast dich um nichts zu kümmern, du bekommst deinen Braten, die Kartoffeln und das Gemüse auf den Teller, und noch einen Löffel Tunke dazu, und während du mit Messer und Gabel hantierst, flitzen Dörfer und Städtlein vorbei, und mit Erstaunen muß ich bemerken, daß ich vom ersten Stücklein Brot bis zum letzten Schlücklein schwarzen Kaffees die beträchtliche Strecke von Karlsruhe nach Heidelberg zurückgelegt habe. Ein fröhliches Treiben ist das. Räuchlein steigen in die Luft, du wechselst mit deinem unbekannten Nachbarn ein paar Worte und schickst dich an, deinen gewohnten Platz im Zuge wieder aufzusuchen. Ein Suchen ist es. Du arbeitest dich oft mit Mühe durch die Harmonikawagen, von der zweiten in die dritte Klasse und wieder in die zweite, an leeren und überfüllten Abteilen vorbei. Erwartung und Enttäuschung, Jubel und Kummer sind einander nahe gerückt, wie der blinde Zufall die Würfel hat fallen lassen. Hier stiftet das Glück eine Bekanntschaft, dort wird mit lauten Worten ein Streit ausgefochten, du schlängelst dich vorbei, bis du wieder bei deinen Siebensachen angelangt bist.

Und Abend wird es. Du rollst in die Dämmerung hinein und schaust an die Uhr. Dein Tagewerk ist noch lange nicht erfüllt. Reisen macht müde. Die Augen fallen dir zu. Mit dem Takte der Räder ein Schläfflein zu tun, ist angenehm und bekömmlich. Du versäumst ja nichts. Denn die Lokomotive rennt ohne dein Zutun über Hügel und Flüsse hinweg, an Wiesen und Äckern, an Häusern und Fabriken vorbei.

Aber nun wird mir doch klar, daß ich nicht mehr daheim bin. Die Berge sind fort, die Bäume stehen nicht mehr so dicht, Ebenen dehnen sich hin, und der Horizont ist weit, weit in die Ferne gerückt. Drei-, viermal, vielleicht zehnmal das Raszterfeld, so hat sich eine Ebene hingelegt. Die Häuser und Dörfer sind selten geworden. Hannover ist zurückgeblieben. Nacht hüllt mich ein. Jetzt, da die Schatten herabgefallen sind, rührt sich die Ungeduld. Man vergleicht und zählt die

Stunden, und Celle und Alzen erst recht geben der Hoffnung Raum, daß Hamburg bald kommen wird.

Mit seltsam unsichern Gefühlen zieht man einer Stadt entgegen, von der man nur den Namen und Schilderungen aus Büchern kennt. Man weiß wohl mancherlei. Aber es ist ein mattes und blaßes Wissen. Die Augen müssen uns das Erlebnis der vollen Wirklichkeit schenken, und sie harren begierig des Morgens, da sie die Lider aufschlagen und nun die fremde Stadt wie eine süße Köstlichkeit trinken.

Kurz nach elf Uhr wurde es lebendig im Zuge. Die Fahrgäste schlüpfen in ihre Mäntel und langten nach ihren Taschen, Kofferchen und Koffern. Es ging über einen Irrgarten von Schienen, kleine Lichter zündeten, und kahle Großstadtwände ungemütlicher Häuser glockten durch die Scheiben.

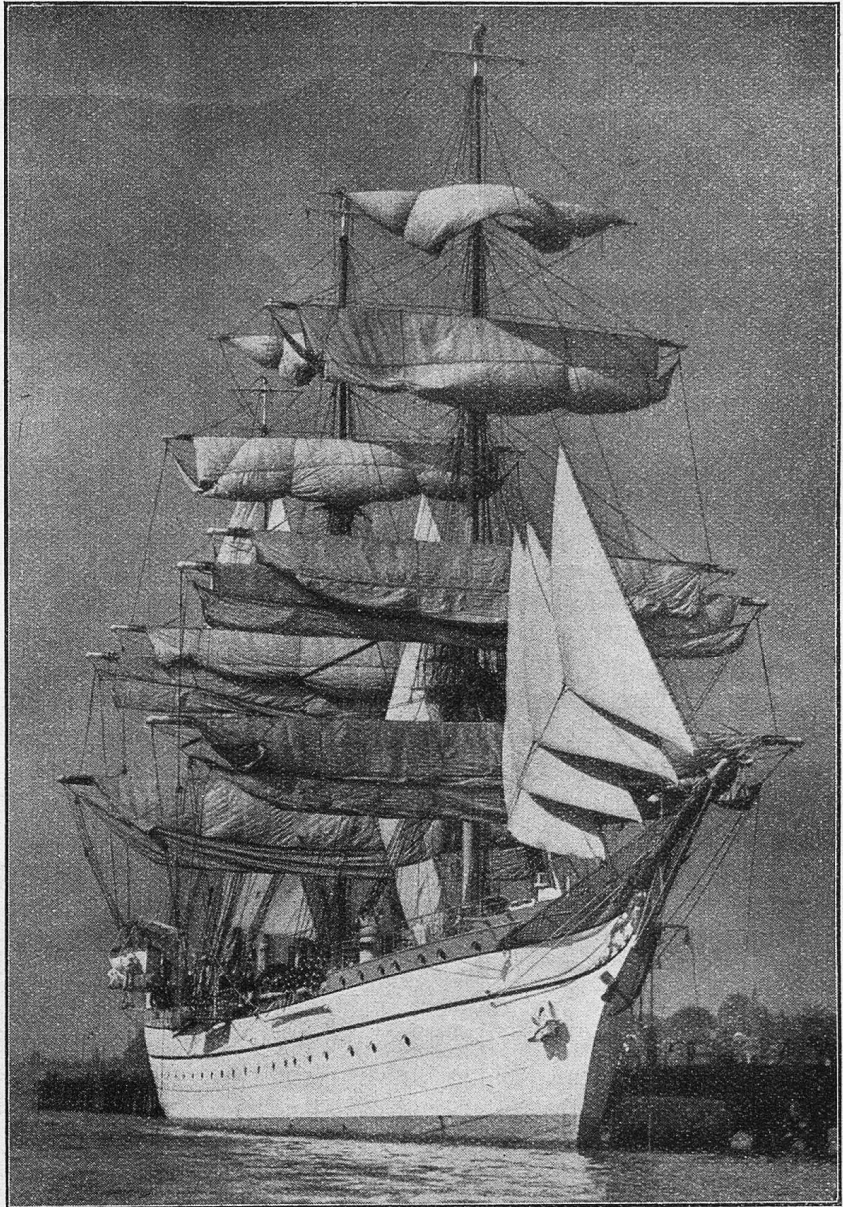
Die Bilder solcher Einfahrten in bedeutende Handelsplätze sehen sich alle ähnlich: Hüttchen der Weichenwärter, verrußte Geländer und Mauern, in der Tiefe schon das Geräusch der zirkulierenden Tramwagen, ungemütliche Häuserfronten und aufdringliche Reklameschilder. Verwirrt ob der Fülle des gewaltigen Treibens in schon so vorgerückter Stunde, strebe ich in der Bahnhofshalle dem Ausgang zu.

Draußen liegt sie, die Stadt, heut mir noch ein Buch mit sieben Siegeln. Morgen werden sie alle fallen, und Hamburg wird sich vor mir entfalten wie eine Blume im Frühling!

Hamburg.

Hafen und Alster.

Nun weiß ich es: es gibt nicht viel schönere, interessantere und abwechslungsreichere Städte als Hamburg. Die neun Tage, die ich diesem Zentrum überquellenden Lebens, rastlosen Geschäftseifers, herrlicher Gartenanlagen und blitzender Wasser gewidmet habe, waren zu kurz,



Schulschiff Drei-Mastbark „Gorch Fock“.

und ich habe die Stadt mit dem schönen Wunsche verlassen: da sollst du bald wieder hinkommen!

Was ist es, das den Schweizer besonders gefangen nimmt? Wohl zu allererst: er wittert die große, weite Welt. Aus einem kleinen Kreis ist er getreten in ein wimmelndes Feld, in dem es wogt von Wagen und Menschen; im Hafen tummeln sich die großen und kleinen Schiffe, das ist ein Ächzen von Kranen, ein Pfeifen der Schlepper und ein dumpfes Rufen der mächtigen, zur Abfahrt gerüsteten Dampfer, ein rastloses Kommen und Gehen, ein Qualmen und Rauschen und Brodeln. Da wird ausgeladen, eingeladen, da fliegen die Säcke und Eisenstangen in der Luft, da hämmert es aus den Werften, da wim-

melt es von Matrosen und von Menschen aus allen Erdteilen, und alle Sprachen tönen zusammen. In diesem internationalen Wirbel sieht man sich stehen am Tore der Welt. Die Flügel sind aufgeschlagen, und man verspürt einen Hauch der Unendlichkeit. Man ist eine Weile nicht mehr empfänglich für die Kleinlichkeiten des Alltags, und man ahnt es: nur ein Stäublein bist du in diesem Treiben, und deine Heimat ist nur ein Tüpflein auf der Weltkarte. Wenn dir dort die Berge himmelhohe Mauern aufrichten, winken dir hier die blitzenden Wasser der Elbe zu: komm mit! Wir tragen dich nach Amerika, wir führen dich nach den Wildnissen der Schwarzen und Roten und Gelben, an den Nordpol, an den Südpol, nach dem Stillen, nach dem Atlantischen Ozean, wir zeigen dir die üppigen Inseln Indiens und das ferne Rieseneiland Australien.

Um dieses ungeheuerliche Pulsieren des Verkehrs aus nächster Nähe zu sehen, steigt man in einen der bereitstehenden kleinen Dampfer zu einer Hafenrundfahrt. Nun wird man vom Hauptstrome ins Labyrinth der Seitenarme geführt. Man schaut in die Docks. Dort träumt ein ausgedientes Schiff von abenteuerlichen Reisen und Stürmen, und dort wird ein nagelneues, ungeduldiges in den nächsten Tagen seinen Stapellauf machen. Ein großer Auswanderer ist heute Morgen aus Südafrika eingetroffen. Nun rennen die Arbeiter aus und ein, mächtige Lasten auf dem Rücken, Ketten rasseln, und Riesen-Eisenarme greifen ins Blaue und lassen wie Spielzeug Kisten und Autos und Ballen von Baumwolle und Häuten in der Luft tanzen. Am Außenbug klettern, von Seilen gehalten, schon die Maler herum, die Seegetier aller Art, Krebse und Quallen, von den Wänden schaben und neue, schützende Rotfarbe auftragen. Ein erfahrener Seemann, der sich im Hamburger Hafen wie zu Hause in seiner Stube auskennt, zeigt und erklärt alle Merkwürdigkeiten, erzählt von den schlimmen Zeiten des Krieges und von der Wendung zum Bessern, wie das Leben erwacht ist und neue Arbeitsgelegenheiten geschaffen wurden. Er wartet mit schwindelerregenden Zahlen auf, mit Summen, die die Erweiterungsbauten verschlungen haben, mit einem Heere von fünfzig- und sechzigtausend Menschen, die hier im und auf dem Wasser auf mannigfache Art ihren Verdienst finden.

Es ist auch Gelegenheit geboten, so einen Auswandererdampfer zu betreten. Einer Landratte ist sie doppelt willkommen. Die „Hansa“,

ein stattlicher Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, ist ein schwimmendes Hotel, eine kleine Welt für sich. Auf dem Deck promenierte man wie auf breiten Straßen. Da sind die Säle zum Essen, Rauchen und Tanzen, Spielgelegenheiten, ein Sportplatz, ein Badebassin, hier musiziert das Orchester und dort stehen die Liegestühle in langen Reihen. Durch schmale Stieglein klettert man auf und nieder, in die Schlafkabinen erster und zweiter Klasse, in die Luxuskabinen, die den verwöhntesten Ansprüchen genügen und die Gäste ganz vergessen lassen, daß sie auf dem Meere schwimmen.

Ein Räuchlein aus der Küche steigt mir in die Nase, und ich höre von den Vorräten an Fleisch und Mehl, an Früchten und Getränken, die so tausend lebenslustige Passagiere von Europa bis nach New York verzehren. Aber an alles ist gedacht und nichts vergessen.

Die Schiffsgesellschaften wissen, warum sie so gerne und so ausgiebig ihre Dampfer den Fremden zeigen. Sie sollen alle einmal ihre Gäste werden und selber mitfahren. Und in der Tat: wer so ein Schiff besucht, kann sich des verlockenden Wunsches nicht erwehren: Da möchte ich auch einmal dabei sein, so einen Sprung machen nach Amerika oder ins Märchenland des Ostens.

Vom Hamburger Hafen kommt man nicht los. Wenn man von der Rundfahrt zurückkehrt, bleibt man am Ufer stehen und staunt über das Elbewunder, das sich einem erschlossen hat. Und weil ich mich nur schwer von diesem fleißigen Wasser trennen kann, spazierte ich den sieben Landungsbrücken entlang, die alle für Schiffe mit kleineren Zielen bestimmt sind. Man kann nach Harburg fahren, auf die Fischerinsel Zinkentwärder, nach Blankenese und von dort in den Kanal der Este hinein nach Buxtehude, von den Landungsbrücken auch geht's nach Cuxhaven und Helgoland. Geduld! Ich werde von diesen vielverheißenden Strandplätzen noch allerlei zu sehen bekommen!

Jetzt ist's mir darum zu tun, einen Überblick zu gewinnen über das Leben und Schaffen, wie es sich auf dem Strome erfüllt. Da steige ich hinauf auf die sonnige und offene Terrasse des Landungsbrückenrestaurants. Und mein Auge fliegt noch einmal die Wege, die es gefahren; der Gast erlebt ein Schauspiel im wirklichsten Sinne des Wortes, und ohne Pausen folgen und jagen sich die Szenen. Da wird eben ein riesiger Dampfer hereingeschleppt, und es belustigt, wie der Koloß von der kleinen Schaluppe heimgeführt wird. David und Goliath!

Ein anderer läuft aus. 2400 jubelnde Menschen winken mit farbigen Tüchern. Sie fahren in die Ferien, nach Norwegen, in die Fjorde, dem Winter entgegen. Die Musik spielt. Am Lande stehen Scharen von Angehörigen und rufen ihnen den letzten Gruß und die letzten Wünsche zu. Und sie warten, bis die wimmelnde Arche der Freude ihrer Sicht entschwunden ist. So eine Ausfahrt ist nicht nur ein Bild, es ist ein Ereignis, für alle, für den glücklichen Ferienbummler wie für den beschaulichen Freund am Strand.

Immer wieder zog es mich während meines Hamburger Aufenthaltes hinauf auf diese Terrasse. Ich nahm Platz in diesem unterhaltsamen Welttheater, und die Stunden liefen, sie flogen vorbei wie die Möwen, die in Schwärmen, zu zweien und dreien und allein sich in der Luft wiegten, oft wie in die Luft genagelt schienen und unverhofft aufs Wasser niederschossen oder einem freundlichen Arme zu, der Körner und Brot warf.

Die Elbe ist ein Strom, der Respekt einflößt. Sie ist die Seele Hamburgs, die Glückbringerin der Weltstadt, die Macht, die ihren Wert bestimmt, die Wohltäterin, die Heere von Arbeitern erhält, Speicher füllt und die Federn in den

Kontoren springen läßt. Sie ist der Magnet, der eine unerhörte Anziehungskraft ausübt, die Hand, die einem jeden etwas zu bieten hat. Fast unmerklich zieht der Strom dahin. Er tut, als ob er schon am Ziele wäre, und doch fehlen noch über hundert Kilometer bis Cuxhafen. Er läßt sich Zeit, als wüßte er: die Nordsee ist mir gewiß, und sie wartet, bis ich komme.

Ein Schnippchen haben ihm die Hamburger geschlagen. Wenn er glaubte, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen den Docks, den Speichern, den Seitenarmen des Hafens, dem rollenden und rasselnden Reich der Werften und dem Hauptteil der Stadt, die sich am nördlichen Ufer angesiedelt hat, mußte er erleben, daß sein tiefer Wassergraben kein großes Hindernis bedeutet. Wem es zu lange dauert, von kleinen Booten hinübergesetzt zu werden, fährt jetzt in einem mächtigen Lift, mit Velo und Auto tief unter die Erde. Im Röhrentunnel, dessen Rachen blitzen und schönen Bildhauerschmuck tragen, gewinnt man in einem angenehmen Marsch das 410 Meter entfernte Ende. Dort wird man wieder aus tiefer Erde ans Licht gehoben, und durch einen zweiten Tunnel wird die Rückkehr angetreten. Es ist ein imponierendes Verkehrsmittel, dieser Elbtunnel. Ge-



Hamburg. Im Hafen der Hamburg-Amerika-Linie.

radezu ungeheuerlich kommt es einem vor, wenn man von oben in den breiten Schacht hinunter schaut, in dem unaufhörlich die Aufzüge in Bewegung sind. Und ohne Lärm vollzieht sich der rege Verkehr. Von wenig Leuten wird er geregelt. Ein Druck an einem Hebel: Tore springen auf, Fußgänger und kleinere Wagen strömen hinein; ein Druck: das Tor fällt und läßt niemand mehr ein. Der Boden sinkt, er sinkt und sinkt. Ein Ruck, da steht man schon unter der Elbe, und während man trockenen Fußes hinüber geht, rollen überm Kopf die Wogen des Stromes dahin, fahren die kleinen und großen Dampfer, kreuzen die Schaluppen und vertrauen sich Tausende von Menschen dem beweglichen Rücken der Elbe an. Sie ahnt wohl selber nicht, was unter ihr geschieht. Zudem erscheint es dem Fremden nicht selbstverständlich, daß er diese Fahrt in die Unterwelt und jenseits den Aufstieg ans Licht ohne den geringsten Pfennig Beitrag an diesen Millionenbau unternehmen kann. Der Hamburger ist großzügig.

Aber nicht nur der Hafen allein hält den Fremden in Hamburg fest. Im Herzen der Stadt pulsiert eine Ader und schlägt ein Herz, das neue Begeisterung weckt, die Binnen- und die Außenalster, die ganz der Erholung und dem Vergnügen der Gäste dienen.

Die Alster kommt als geruhiger, nicht eben breiter Fluß aus dem nördlichen Tiefland. Keine weite Reise hat sie hinter sich. Einzig der Gedanke treibt sie, das Meer der Häuser zu unterbrechen und Licht und Poesie in die Stadt zu tragen. Das gelingt ihr auch weithin. Sie dehnt sich aus zu einem beträchtlichen See, den Gärten mit schönen Villen bekränzen. Alte Bäume spenden Schatten, und Straßen und lustig verschlungene Begleite schaffen Parkspaziergänge, die ganz vergessen lassen, daß rundum über eine Million Menschen sich angesiedelt haben. Der Hafen ist Werktag, die Alster Sonntag. Hier tummeln sich die kleinen Motorboote und machen Rundfahrten. Sie kommen herauf vom Jungfernstieg, jenem herrlichen Quai an der Binnenalster, sie schlüpfen unter der stattlichen Lombardsbrücke durch und legen an den schönsten Punkten an; ja sie bringen den Fremden in Verlegenheit, denn ein Platz kommt ihm verlockender als der andere vor. Nur eine Rast darf er nicht veräumen, das Uhlenhorster Fährhaus, wo man so herrlich am Wasser sitzt, den Klängen einer Kapelle lauscht und dabei wahrnimmt, wie der Abend die Stadt berührt. Ein Windlein geht,

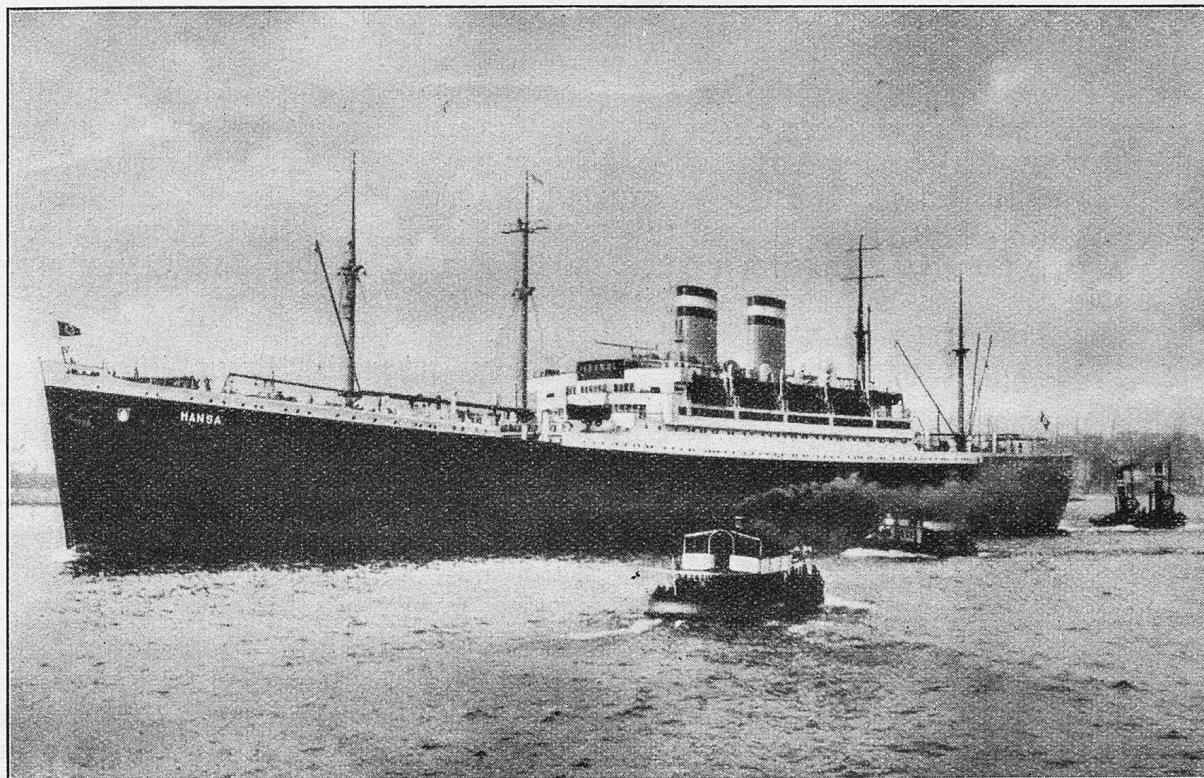
die Wellen blitzen in der Sonne, und Segelschiffe flitzen ganz schräg gestellt vorbei. Man kommt ins Träumen hinein und ist davon überzeugt, einen paradiesischen Erdenwinkel entdeckt zu haben. Auch die Hamburger wissen das. Sie selber strömen in Scharen herbei und freuen sich, ihren Gästen so herrliche Sommersitze zu zeigen. Auch der verwöhnte Schweizer bekennt: die Alster ist ein Juwel.

Vom Fährhaus spazierte ich einmal einen stimmungsvollen Abend lang am Wasser nach dem Kerne der Stadt zurück. Ich schaute den Schwänen zu und den Paddlern, dem lauten und lustigen Treiben, das hier zwischen den Ufern bis in die späte Nacht sich fortentwickelt.

Weiter, immer weiter möchte man, wenn man einem der flinken Boote sich anvertraut hat. Zu den herrlichsten Alster-Erinnerungen zähle ich die Fahrt, die mich weit ins Land hineinführte. Durch einen ordentlich schmalen Kanal ging's aufwärts. Zu beiden Seiten des Wassers reichten sich die Villen, oder dann schickten sie wohlgepflegte Gärten heran und boten idyllische Winkel dar. Herrlich müßte es sein, hier Wohnung zu haben, und glücklich der Mann, dem das Schicksal einen dieser Herrschaftssitze beschert hat. Tiefer und tiefer ins Land ratterte das kleine Boot. Die Sonne versteckte sich hinter eine Wolke; ein Regenschauer ging nieder, doch bald wieder lachte die Erde im Glanz des Abends. Da mußte ich umsteigen, noch einmal ein kleineres Boot betreten, in Winterhude. Hier begannen die Familiengärten, die grünen Gemüseflächen mit den niedlichen Hüttchen und Häuschen, wie sie in allen Vorstädten zu finden sind. Totenstille herrschte. Zuweilen nur sauste ein Flieger über uns hinweg. Wir näherten uns dem großen Flughafen Hamburgs, auch der grenzenlosen Totenstadt Ohlsdorf, die eines besonderen Besuches wert ist.

Solche Überraschungen hält die Alster für den bereit, der selbst in der Weltstadt Natur sucht und nicht auskommt ohne die erlösende Fläche eines grünen Rasens, ohne rauschende Bäume und den Zauber eines stehenden oder fließenden Gewässers.

Noch einmal habe ich eine so ans Herz greifende Dämmerstunde verlebt: im Stadtpark. Auch hierhin streckt die Alster einen Arm. Die Ruderer wissen ihn zu finden und steuern ihre Schifflein nahe an den Pavillon, wo die Militärmusik spielt. Sie spielt stramm und raffig,



Dampfer „Hansa“ der Hamburg-Amerika-Linie. Länge 206 Meter.

Märsche, fast lauter Märsche und verliert sich nicht in musikalischen Abenteuern, die einer Künstlerkapelle vorbehalten sind. Die ersten Lichter blitzen auf, und immer mehr Lichter tanzen auf dem Wasser, sie kreisen und quirlen durcheinander und machen aus dem Garten ein Märchenland. Nun wird's vollends phantastisch, da zwischen den Blumenbeeten und auf den Terrassen des Großrestaurants dichte Guirlanden von elektrischen Lampen entzündet werden. Der Mond will auch dabei sein. Dort, über dem riesigen Wasserturm im Hintergrund, über der Zelt-

stadt der Hitler-Jugend steigt er empor und gibt dem Abend noch die letzte Weihe. Zwischen den Blättern silbert und leuchtet es auf. Eigentümliche Gedanken kommen über mich. Da sitzt du in einer fremden Welt, unter fremden Menschen, und keine Seele kennt dich. Aber irgendwie fühlst du dich doch zu Hause. Die geheimnisvolle Brücke schlägt der feierliche Abend. Als ob es keine Grenzen gäbe, genieße ich den reinen Himmel und den weiten Horizont und die vorrückende Nacht, die mit ihren Schatten auch die letzten Unterschiede ausgleicht.

Unterwegs.

Ich wandre in der großen Stadt. Ein trüber Herbstnebel Schleier flattert um die Zinnen,
Das Tagwerk schwirrt und braust vor meinen Sinnen,
Und tausend Menschen gehn an mir vorüber.

Ich kenn' sie nicht. Wer sind die vielen? Tragen
Sie in der Brust ein Los wie meins? Und blutet
Ihr Herz vielleicht, von mir so unvermutet,
Als ihnen fremd ist meines Herzens Schlagen?

Der Nebel tropft. Wir alle wandern, wandern.
Von dir zu mir erhellte kein Blich die Tiefen.
Und wenn wir uns das Wort entgegenriefen —
Es stirbt im Wind, und keiner weiß vom andern.

Hedwig Rachmann.